

# 1974

**Prof. Dr. Alfred Grosser**

Politologe

Es ist nicht sicher, ob sich Trauer gewissermaßen vorschreiben läßt, ob nicht ein Tag und eine Feier zur Pflichtübung werden können, bei der die Trauer eher zur Schau getragen als empfunden wird.

Aber selbst wenn dem so wäre – wie positiv ist doch die Entwicklung zu beurteilen, welche zur Betonung der Trauer geführt und somit von jener traditionellen Form der Heldenehrung abgebracht hat, die einer Verherrlichung des großen Sterbens gleichkam

Eine Verherrlichung, die leider immer noch, auf dem Bücher- und Zeitungsmarkt, in allzuvielen Renommier-Veröffentlichungen vorzufinden ist, die angeblich nur darstellen, nur erzählen wollen. Der frisch-fröhliche Krieg der schneidigen Eroberungen und des fein-säuberlichen Heldentodes – er wird immer noch (oder schon wieder?) in trügerischen Bildern und Texten dargestellt.

Es bleibt jedoch bei Randerscheinungen. Die Erinnerung weist auf Schrecken und Greuel hin, nicht auf episches Rittertum. Allerdings nur insofern die Erinnerung vorhanden ist. Die Trauer entsteht, wenn man zurückblickt. Aber wer blickt zurück?

Natürlich ist es angenehmer, auf einen Sieg zurückzublicken, als auf eine totale Niederlage. Deshalb gibt es bei uns in Frankreich mehr Feierlichkeiten an mehr Daten als in der Bundesrepublik.

Übrigens nicht nur deshalb. Nicht nur, weil man 1945 glücklich gewesen ist, unter den Siegern zu sein, sondern auch weil man heute eine Art Vergangenheitsbewältigung treibt. Sie entspricht einer neuentstandenen Unsicherheit über die französische Wirklichkeit während der schwarzen Jahre. Die häufige, die allzuhäufige Darstellung der Besatzungszeit hat immer weniger mit der Anklage des deutschen Besetzers und immer mehr mit der Selbstbefragung zu tun. Und wenn man die Trauer mit dem

Bewußtsein eines Sieges erhellt, so nicht, weil man ein anderes Volk unterworfen hätte, sondern weil der Friede wiederhergestellt wurde im Zeichen der Freiheit.

Das ist schon lange in Frankreich so. Eine persönliche Erinnerung: Am 11. November 1934 – genau vor 40 Jahren – sollte ich die Wimpelstange meiner Pfadfindergruppe tragen bei der Feier vor dem Ehrendenkmal in Saint Germain en Laye. „Aber“, sagte der Neunjährige zu seiner „Cheftaine“, „ich bin doch erst seit einem Jahr hier. Ich bin noch gar kein Franzose.“ „Eben deshalb“, lautete die Antwort. „Daß du der Träger bist, zeigt doch gerade, daß wir den Frieden feiern und nicht den Sieg.“

Eine Jugendgruppe bei der Todesfeier: Heute gibt es so etwas nicht mehr, weder bei Ihnen noch bei uns, jedenfalls nicht als selbstverständliche Beteiligung an dem Trauern.

Warum dieses Sichabwenden der Jugend? Ein erster, guter Grund: die Betrachtung der Welt von heute läßt im Rückblick den ersten großen Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts als eine irrsinnige Selbsterfleischung Europas erscheinen, die sich in Ausmaß und Dauer kaum verstehen läßt.

Ein weiterer Grund des Sichabwendens liegt in der Weigerung, überhaupt zurückzublicken. Wir erleben – bei der jüngeren Generation und bei vielen, die in Elternhaus und Schule auf sie Einfluß haben – eine ziemlich dramatische Abkehr von der Geschichte und vom Geschichtsbewußtsein. In Frankreich, wo die Vergangenheitsbezogenheit allzu groß war, hat dies auch Vorteile. In der Bundesrepublik, deren Unsicherheit über ihre eigene Identität weitgehend auf eine gewisse Wurzellosigkeit zurückzuführen ist, sollte man doch eher bedacht sein, das Heute in eine durchdachte Dauer einzubetten, damit nicht morgen eine etwaige Krise den Kompaß der Entwicklung toll werden läßt.

Ein Dritter kommt hinzu, um die Ablehnung des Rückblicks zu erklären. Man ist so gegenwarts- und zukunftsbezogen, daß man gar nicht an diejenigen denken will, die keine Zukunft mehr haben, an diejenigen, die seit langen Jahren trauern, weil sie um ihre Zukunft betrogen worden sind. Denn die erste, die echtste Trauer, das ist doch der Gedanke an das Hinwegsterben des Gatten oder des Sohnes, dessen Abwesenheit das eigene Leben eingeschränkt und verarmt hat.

Diese Trauer, wer will sie denn sehen, vor allem heute, wo diese Trauernden altgeworden sind in einer Gesellschaft, die das Alter und schon das Altern als eine abstoßende Krankheit verstehen will? Ist es möglich, den Jungen und den weniger Jungen, die nur daran denken, jung zu bleiben, verständlich zu machen, daß ein Volkstrauertag eine gute Gelegenheit dafür bieten könnte, die über einen nie wiedergutzumachenden Verlust Trauernden wirklich als einen Bestandteil des Volkes zu betrachten und zu behandeln, und nicht wie eine Art in Ghettos oder Reservate zu überweisenden Restbestand einer abgelehnten Vergangenheit?

Wenn man nicht zu denen gehört, deren Trauer mit einem unüberwundenen Verlust zusammenhängt, warum trauert man da? Trauern, das heißt dann, die Toten bedauern, weil sie frühzeitig gestorben sind, weil sie nicht länger gelebt haben. Das klingt selbstverständlich? Gewiß, aber die logische Schlußfolgerung daraus ist es nicht. Nämlich, daß wir dadurch die Zeitspanne, die seit ihrem Tod verflossen ist, positiv bewerten. Würden sie denn bedauert, wenn wir nicht meinten, es hätte sich für sie gelohnt, länger zu leben, das Leben hätte ihnen mehr Genugtuung und Freude als Enttäuschung und Bitternis gebracht?

Ja, Trauer, das bedeutet Optimismus im Rückblick, Lebensbejahung, Zuversicht. Es werden noch andere Verbindungen zwischen Trauer und positiver Einstellung zur Gegenwart festzustellen sein. Aber schon jetzt sei diese Bedeutung nachdrücklich hervorgehoben, jetzt, heute, in einer allgemeinen Krisenstimmung und im Hinblick auf die globale Verurteilung der Gesellschaft, sei sie im Namen der extrem-linken Utopie ausgesprochen, oder im Namen einer mythischen Vergangenheit auf der Rechten.

Wir trauern. Aber wer ist wir? Wer sind unsere Toten? Die, die uns nahe standen? Die Familie? Die Stadt? Die Gleichgesinnten? Die Landsleute?

Die „Meinen“, das bedeutet nur allzu oft die nächste Familie und die kleine Gruppe der Menschen, mit denen man im Alltag zu tun hat. Am Volkstrauertag trauern, das sollte notwendigerweise heißen, die Abgrenzung weiter zu stecken, sich mindestens durch alle Verluste betroffen zu fühlen, die von einem gesamten Volk erlitten worden sind. Und das sollte eigentlich zu einem Erfolg führen, was man fast immer in bezug auf die Familienmitglieder empfindet, nämlich das der Mitverantwortung.

Das muß ganz besonders in Deutschland betont werden, denn es gibt seit Jahrzehnten in Deutschland mehr als woanders eine große Versuchung, nämlich die der Beschränkung des Bereiches der Mitverantwortung. Die falsche Gleichung Beruf gleich Berufung verleitet dazu zu glauben, daß man bereits ein guter Bürger sei, wenn man seinen Beruf gewissenhaft ausübt und sich um seine Familie kümmert. Was der weiteren Gemeinschaft zustößt, das ist Sache der Obrigkeit.

In seinem schönen Roman „Die Jeromin-Kinder“ fragte sich Ernst Wiechert mit einer recht naiven Verwunderung, warum soviel Unglück und Elend über die kleine von ihm dargestellte Dorfgemeinschaft hereingebrochen war. Er sah nicht, daß diese ruhigen, in seinen und ihren Augen pflichtbewußten Leute am eigenen Schicksal mitschuldig waren, dadurch, daß sie nicht durch politisches Interesse und politischen Einsatz wenigstens versucht hatten, Hitler den Weg zur Macht zu versperren.

Ja, für die eigene Trauer kann man mitverantwortlich sein, wenn sie durch politische Entscheidungen entstanden ist, auf die man verzichtet hatte, Einfluß nehmen zu wollen. Oder wenn man immer nur an die mögliche Trauer um die Seinen gedacht hat. Zum Beispiel gerade in Deutschland von 1933.

In einem Krieg, da bezieht sich das „wir“ im allgemeinen ziemlich automatisch auf die Mitglieder der gleichen Nation. Aber wenn innere Gefahr droht, da handelt es sich allzu oft um eine viel kleinere Menschengruppe. Jeder hoffte damals, die Verfolgung und die Trauer würde ihm erspart bleiben, wenn er die Nachbargruppe tatenlos der Trauer überließe. Sozialdemokraten und Gewerkschaften haben die ersten Kommunistenverfolgungen nicht bekämpft. Die Liberalen haben dann die Sozialdemokraten in Stich gelassen. Die katholische Kirche hat nur an den Schutz der Katholiken gedacht. Und sogar gutbürgerliche Juden haben der Versuchung nicht widerstanden, sich von den „Ostjuden“ zu distanzieren, um mit diesen „wir sind nicht so wie jene!“ das drohende Unheil abzuwenden. Der Krieg und das große Sterben als Deutsche hätte vielleicht verhindert werden können, wenn man nicht zunächst von verfolgten Gruppen anderer Deutscher einen mörderischen Abstand genommen hätte.

Und als der Krieg da war, hat man die Trauer lediglich auf die Landsleute beschränkt. Noch eine Erinnerung: als ich zum ersten Mal in Deutschland einen öffentlichen Vortrag hielt – es war 1948 – da sagte der Oberbürgermeister in seiner Einführung:

„Wir haben verstanden, was Krieg bedeutet, als die Bomben auf unsere Stadt gefallen sind.“ Ich fühle mich gezwungen, zu antworten: „Das ist ja eben die Tragödie, daß Sie es nicht bereits verstanden haben, als Bomben auf Warschau, Coventry und Rotterdam gefallen waren.“

Das ist woanders nicht anders. In Frankreich ist im 19. und 20. Jahrhundert nicht getrauert worden, als Algerier starben durch Frankreichs Verschulden. Und dann mußten viele Franzosen sterben, mußten viele Franzosen trauern, weil sie nie an die algerische Trauer gedacht, weil sie nie eine echte, d. h. nicht nur national-bedingte menschliche Solidarität gelebt hatten. Man kann es auch anders darstellen. Wie oft hat es doch am 14. Juli, am Nationalfeiertag folgendes kontrastreiches Bild gegeben: Am Vormittag gibt es das Militär-Defilee auf den Champs Elysées, wo die Zuschauer die „tirailleurs algériens“, die Infanterie-Regimenter aus Algerien, begeistert beklatschen. Am Nachmittag, der Gewerkschaftszug vom Place de la Bastille zum Place de la Nation. Bei den Zuschauern gelten die arabischen Arbeiter, die vorbeischreiten, keineswegs als Franzosen, wie am Morgen. Hier gehören sie einer anderen, untergeordneten Rasse an.

So war es gestern. Das alles ist heute nicht viel anders geworden – über die Grenzen hinweg und innerhalb der Grenzen. „Wir“, die „Unseren“, das bezieht sich gewiß noch nicht echt auf die Mitglieder anderer Völker. Und auch nicht auf die Landsleute, die anders gestorben sind, als durch den Krieg.

Wo ist denn unsere echt empfundene Trauer um all die, die etwa durch Arbeitsunfälle an schlecht abgesicherten Arbeitsplätzen verstorben sind – und die vielleicht nicht hätten zu sterben brauchen, wenn wir wirklich um die vorigen Toten getrauert und aus dieser Trauer die Notwendigkeit zum politischen Handeln abgeleitet hätten? Die im Krieg, an der Front oder in Lagern oder unter den Bomben Gefallenen sind nur ein Teil der Verstorbenen, deren Tod durch gemeinschaftsbezogenes Handeln hätte verhindert werden können.

Soll man die Frage stellen: „Wofür starben sie?“ Ja und nein. Es lohnt sich natürlich, den Sinn des Kampfes zu überprüfen, der zum Sterben geführt hat. Das erste echte Buch, das ich gelesen habe (ich habe es bis heute behalten, weil ich es regelmäßig wieder lese, obwohl es niemand mehr kennt), war ein 1931 erschienener „Kriegsroman für die junge Generation“ und hieß: Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua. Der Titel fußte auf den Artikel 246 des Versailler Vertrags, der folgendermaßen lautete:

„Innerhalb von sechs Monaten nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrags ist der Schädel des Sultans Makaua, der aus dem deutschen Schutzgebiet in Ost-Afrika entfernt und nach Deutschland gebracht wurde, von Deutschland der britischen Regierung zu übergeben.“

Diesen Schädel hat es vielleicht nie gegeben. Aber er war das Lockmittel gewesen, mit dem man etliche Afrikaner bewogen hatte, auf den Schlachtfeldern in Frankreich zu leiden und zu sterben. Abermillionen Menschen sind allein in diesem Jahrhundert einem Wahn dieser Art zum Opfer gefallen.

Aber ich glaube, daß die Antwort auf die Frage „Wofür starben sie?“ anders aufgegliedert werden sollte. Es gibt Tote, die ihr Leben absichtlich geopfert haben, um für etwas zu sterben, was uns heute noch als ein echter, hoher Wert erscheint und nicht als mythischer Schädel. Nehmen wir als Beispiel Hans und Sophie Scholl oder Jan Pallach, der in Prag 1968 aus Protest Selbstmord beging.

Es gibt auch Tote, die sich aufgeopfert haben für eine Sache, von der heute wirklich niemand mehr sagen würde (oder wenigstens niemand mehr sagen sollte), daß sie eine gute oder schöne Sache war. Und es gibt eine Unmenge Tote, die geopfert worden sind, ohne irgendeinen Willen zur Aufopferung zu haben.

Ich möchte mit Nachdruck sagen, daß die Trauer um alle von ihnen berechtigt ist, daß niemandem das Trauern verübelt werden sollte – vorausgesetzt, daß die Frage „Wofür?“ wenigstens umgestaltet wird in ein „Wie kann man neue, ähnliche Trauer verhindern?“

Und das kann man zunächst dadurch, daß man die Gefühle bekämpft, die neues Leiden verursachen und andere Gefühle fördert, die neuem Leiden entgegenwirken. Auf der negativen Seite, das Gefühl der Rache, vor allem, wenn es mit der schrecklichen Überzeugung verbunden ist, daß es so etwas gibt wie eine Kollektivschuld. Zugegeben: es ist nicht leicht, die Trauer nicht mit einer kollektiven Anklage zu verbinden. Ich erinnere mich noch sehr genau an eine bestimmte Nacht vor dreißig Jahren. Die BBC hatte gemeldet, daß die Häftlinge von Theresienstadt nach Auschwitz transportiert worden seien, um dort vergast zu werden. Die Nachricht hatte im Hinblick auf einen Teil meiner Familie eine sehr konkrete Bedeutung und die Versuchung der verallgemeinernden Verurteilung war groß. Es gelang jedoch, am anderen

Morgen sicher zu sein, daß nie eine menschliche Gruppe für Verbrechen verurteilt werden sollte, die von einzelnen begangen wurden, so zahlreich auch diese einzelnen sein mochten.

Wenn man dann im Nachkriegsdeutschland immer wieder zu hören bekam – und auch heute noch zu hören bekommt: „Ich kann doch nicht vergessen, was die Russen (die Russen!) oder die Polen (Polen!) mir und den Menschen zugefügt haben“ – vor allem wenn dieser Satz als „Erklärung“ einer politischen Einstellung gelten soll –, da sah und da sieht man sich zu einer doppelten Antwort gezwungen. Erstens, daß 1945 die siegreichen Truppen im Osten vergeltend gekommen sind und dabei nur in beschränktem Maße die Greuel vergolten haben, die systematisch, kaltblütig, verwaltungsmäßig, in Polen und in der Sowjetunion im Namen Deutschlands verübt worden waren. Und zweitens, daß, wenn eine solche Haltung gerechtfertigt wäre, Leute meiner Art gewiß nicht nach 1945 nach Deutschland hätten kommen sollen, um mit Deutschen zu wirken.

(Allerdings muß der gleiche Ton nach allen Seiten angeschlagen werden. Zum Beispiel nach der jüdischen: Es ist beinahe absurd, daß gerade eine Gruppe, die seit 2000 Jahren unter der erzdummen, aber mörderischen Beschuldigung eines kollektiven Verbrechens zu leiden hat, so hartnäckig an eine deutsche kollektive Erbschuld geglaubt hat, und teilweise noch daran glaubt.)

Man kann selbst dafür wirken, daß auf der anderen Seite das negative Gefühl überwunden wird. Unter anderem, indem man keinen Anspruch auf kollektive Unschuld erhebt, sei es in der Form der Forderung des Vergessens. Es kann darüber gestritten werden, ob nach einem Vierteljahrhundert die dringlichste Aufgabe für ein junges Ehepaar darin besteht, ruhig alternde Verbrecher einem späten Gericht zu überführen. Aber es ist verblüffend, daß nicht alle verstehen, daß die Reaktion „Ja, die Mörder sind unter uns. Und wenn schon? Schwamm drüber!“ die Umwelt geradezu provoziert, wieder von Kollektivschuld zu sprechen. Den noch Trauernden zu sagen: „Vergeßt und verlangt keine Strafe!“ ziemt sich nur für Mittrauernde und nicht für solche, die mit den persönlich Schuldigen zumindest zusammengelebt haben.

Negative Gefühle werden wirksam durch die positive Haltung der anderen Gruppe bekämpft. Vor allem durch die Überzeugung, daß es zwar keine kollektive Schuld, wohl aber eine kollektive Haftung gibt. Wir sind dazu verpflichtet, die Konsequenzen der in

unserem oder in unserer Eltern Namen verursachten Trauer mitzutragen.

Diese Verpflichtung übernommen zu haben, gehört zu den eindrucksvollsten Leistungen der Bundesrepublik, insbesondere, weil ja der Kanzler, der 1952 den Vertrag mit Israel unterschrieb und der Kanzler, der 1970 vor dem Ghetto-Denkmal niederkniete, beide 1933 unter den Verfolgten und nicht unter den Trauerstiften gewesen waren.

Es ist klar, daß man von einer solchen würdigen Einstellung her versucht ist, diejenige Gruppe zu bevorzugen, der man im Namen der kollektiven Haft helfen möchte. Das ist das positivste Element der Sympathie, die in der Bundesrepublik Israel entgegengebracht wird. Es sollte aber auch zugleich verstanden werden, daß bei nicht wenigen Franzosen aus ähnlichen Gründen eine besondere Sympathie für Algerien besteht: in Algerien nämlich hat es Leiden gegeben, das das französische Gefühl einer kollektiven Haftung ansprechen kann. Außenpolitische Einstellungen können auch edle Gründe haben. Das Erdöl „erklärt“ im Falle Frankreichs ebensowenig alles wie beim deutschen Israel-Vertrag der Wunsch, noch mehr Gunst in Amerika zu erwerben.

Die positivste, die furchtbarste Einstellung ist wohl die, welche inmitten der Trauer die Mitverantwortung an einer gemeinsamen Zukunft feststellt. Bereits im Herbst 1945 erschien in der französischen Zeitschrift „Esprit“ ein Artikel, dessen Verfasser, Joseph Rovin, noch wenige Zeit davor in Dachau gelitten hatte. Der Artikel hieß: „L'Allemagne de nos mérites“ – „Das Deutschland, das wir uns verdienen werden.“

Ja, bei Kriegsende hat es Franzosen gegeben, die der Auffassung waren, daß man die Zukunft nicht auf Abneigung und Angst aufbauen konnte. Die meisten von ihnen hatten in der Résistance gekämpft. Oft kamen sie aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern, so daß ihnen wirklich niemand in Frankreich vorwerfen konnte, nicht zu wissen, was alles Furchtbare von Deutschen vollbracht worden war. Aber sie glaubten eben gerade nicht an eine Kollektivschuld. Mehr noch: ein solcher Gedanke war für sie eine Art Verleugnung der Ideale, der sie zur Widerstandsbewegung gebracht hatte.

„Imbéciles, je meurs pour vous!“ „Ihr Dummköpfe, ich sterbe ja für Euch!“, hatte einer ihrer kommunistischen Kameraden den deutschen Soldaten zugerufen, bevor ihn ihre Salve hinrichtete.

Jetzt, wo der Krieg zu Ende war, galt es zu verstehen, daß sich das deutsche Volk aus einer Mehrheit und zwei Minderheiten zusammensetzte. Eine Mehrheit von Menschen, die innerlich beinahe ebenso zusammengebrochen waren wie ihr Land. Eine Minderheit der Verbitterten, von denen ein Teil dem Glanz der Siegerjahre nachtrauerte und eine Minderheit von Männern und Frauen, die aufrichtig und mutig am Aufbau eines neuen Deutschlands und einer neuen Welt mitwirken wollten. Half man von draußen dieser zweiten Minderheit nicht, so würde die Mehrheit dem Einfluß der Haßerfüllten ausgesetzt sein. Wäre es nicht absurd gewesen, den jungen Deutschen den deutschen Nationalismus vorzuwerfen und ihnen zugleich die Zusammenarbeit mit einer anderen, auch neue Wege suchenden Jugend zu verweigern?

So entstanden bereits in den ersten Nachkriegsjahren deutsch-französische Begegnungen, deren Tragweite ich keineswegs überschätzen möchte, die aber doch auf die Dauer nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, die Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Völkern zu entgiften, zu ernüchtern, gewissermaßen zu „selbstverständlichen“.

Ja: ernüchtern im Sinne von Vernunft walten lassen und nicht Emotionen ersetzen. Gerade weil auf beiden Seiten die Trauer gegenwärtig war, gerade weil man große Worte ablehnte und wußte, was jeder in seinem Land an berechtigten und an unberechtigten Gefühlen zu überwinden hatte, war man jeder Gefühlsduselei abgeneigt. Es galt nicht, Begeisterung zu empfinden oder wachzurufen, sondern mit warmer Besonnenheit eine aufklärerische Arbeit zu vollbringen.

Man kann sie Kulturarbeit nennen, aber nur, wenn man das Wort Kultur so deutet, wie es die Träger dieser Aufklärungsbemühungen damals getan haben – und wie es leider seitdem die sogenannten kulturellen Institutionen nur sehr ungenügend tun. Es ging nicht mehr darum, nur die sogenannte geistige Elite anzusprechen, die sich ja auf eine begrenzte Schicht von Privilegierten beschränkte – Privilegierte, die oft sehr am Rande des gesellschaftlichen Geschehens standen. Es galt, die „Multiplikatoren auf allen Gebieten des sozialen, des wirtschaftlichen, des geistigen Werdens beider Länder einzubeziehen.“

Kultur, das sollten nicht mehr ausschließlich schöngeistige Produkte der Vergangenheit sein. Zur Kultur hatte nun auch die Kenntnis der jüngsten, gewiß nicht sehr geisterfüllten Vergangen-

heit und die Kenntnis der Gegenwart zu gehören, mit allen ihren Elementen, von der Tagespolitik bis zu der Vorstellung, die jeder von seinem Leben und seiner Zukunft hatte. Für die Kultur der Franzosen war in diesem Hinblick ein französischer Artikel über das Schicksal der deutschen Vertriebenen wichtiger als zehn Goethe-Übersetzungen.

Diese Erwähnung der deutsch-französischen Nachkriegs-Arbeit soll hier nur ein Beispiel bringen für das, was zukunftsbezogene Trauerüberwindung sein kann. Zukunftsbezogen und zukunfts-gestaltend. Zukunftsgestaltend heißt politisch. Denn Politik, das ist ja der Wille und der Versuch, die gemeinsame Zukunft einer Gesellschaft zu meistern. Die Politik als edelstes Mittel, neue Trauer zu verhindern – das muß mit allem Nachdruck drei Arten unserer Mitmenschen gesagt und erklärt werden.

Denen, die sich unpolitisch wähnen, weil sie nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß die Enthaltung einer Duldung des Bestehenden gleichkommt mit allen seinen schlimmen Keimen für eine Einzelschicksale bedrohende Zukunft. Das Trauerlied muß unpolitisch sein, weil das politische Lied ja bekanntlich ein garstiges ist. Wann wird bei uns und bei Ihnen, bei Ihnen noch mehr als bei uns, endlich voll begriffen werden, daß die positive Betonung des Unpolitischen, manchmal „überpolitisch“ getauft, eine Form der Resignation ist, ein Verzicht darauf, Verhängnisse abzuwenden?

Denen, die glauben, daß Politik mehr sei, als ein unvollkommenes, unzureichendes, unsicheres Mittel und die zugleich das politische Ziel verabsolutieren und nur einen Weg dorthin kennen wollen. Politik verhindert keine neue Trauer, sie schafft neue Trauer, wenn sie engstirnig und eingleisig gehandhabt wird. Es gibt keine einfachen Lösungen, keine einfachen Wege, weil die Wirklichkeit nicht einfach ist. Es gibt Gegensätze, die nicht anders wegzuräumen sind als durch die trauerstiftende Beseitigung der anderen Seite oder durch den auf Selbstbeschränkung beruhenden Kompromiß, der erst dann entsteht, wenn der Gegensatz entgiftet worden ist. Hier darf wieder die deutsch-französische Arbeit angeführt werden: es wäre absurd, so zu tun, als gäbe es zum Beispiel heute keine echten Gegensätze zwischen Frankreich und der Bundesrepublik; aber die Aufklärungsarbeit ist dazu da, das Unechte, das aus vergangener Trauer Ressentiment- und Vorurteilbeladene aus der Kontroverse herauszuschaffen.

Schließlich muß die Formel der Politik als edelstes Mittel, Trauer zu verhindern, denen erklärt werden, die wännen, nur eine sogenannte sachbezogene Politik zu treiben, die Politik und Gefühl sorgfältig auseinanderhalten wollen. Man ist nicht aufgeklärt, weil man abgeklärt ist. Trauer ist ein Gefühl. Trauer verhindern wollen, benötigt zumindest das Verständnis von Gefühlen. Besonnenheit? Gewiß. Aber Kälte? Die läßt sich mit der Wertbezogenheit jeglicher schöpferischen Politik nicht vereinen! Man kann mit guten Gefühlen schlechte Politik machen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob man ohne Gefühle für das vergangene, gegenwärtige und zukünftige Leiden der Anderen eine Politik machen kann, die für diese „gut“ wäre.

Wertbezogen, wertbeladen ist jedes Handeln, ist jede Betrachtung der Umwelt und seiner selbst. Vor allem die Betrachtung des Todes. Nicht nur des Todes der Gestorbenen, um die wir trauern. Auch die Betrachtung unseres eigenen Todes, die wir gewiß heute nicht vernachlässigen sollten.

Denn die Art, wie wir die Zeitspanne bewerten, die uns von unserem Tod trennt, bestimmt ja unser ganzes Denken und Handeln. Es ist hier gleichgültig, ob man den Tod als Ende auffaßt oder nicht, ob man gläubig ist oder nicht. Denn für Gläubige und Ungläubige sollte es die gleiche Feststellung geben: es bleibt mir wenig Zeit, also sollte ich sie nicht vergeuden. Vergeuden mit einengenden, furchtlosen Gefühlen wie Bitterkeit und Rachlust. Vergeuden auch mit der Trauer, wenn sie nur darin bestehen sollte, mit Wehmut an endgültig Verlorenes zu denken.

Es bleibt uns wenig Zeit. Aber es bleibt Zeit, um zu schaffen. Wir sind die Glücklichen, weil wir die Überlebenden sind. Nicht nur, weil wir leben, sondern weil wir durch unser Wirken Sterben und Leid verhindern können. Und das kann man immer, solange man lebt. Vorausgesetzt, man gehört nicht zu der Kategorie Menschen, die mit Neid auf die blicken, die mehr haben, sondern zu denen, die sich im Vergleich zu anderen privilegiert schätzen. Denn da entdeckt man nämlich auch in der tiefsten Trauer, auch in dem Moment, wo man selbst verfolgt ist, in dem man selbst leidet, daß es noch andere gibt, denen es viel elender geht und denen man viel Trauer ersparen kann, indem man das anerkennt und ihnen hilft.

Im „courrier du coeur“, in der Herzenskurier-Spalte einer französischen Frauenzeitschrift, stand einmal folgender Brief, der eine verbitterte Zuschrift beantwortete: „Germaines pessimistische

Theorie habe ich mit Verwunderung gelesen, denn meine persönliche Erfahrung beweist genau das Gegenteil. Ich bin Jüdin. Ich habe fast meine ganze Familie in Konzentrationslagern verloren. Ich wurde in einem Alter deportiert, in dem man nur daran denkt, vergnügt und lustig zu sein. Und ich bin für immer verkrüppelt zurückgekehrt. Aber selbst dort, wo ich gedemütigt, geschlagen und entwürdigt wurde, habe ich niemals das Leben armselig und bitter gefunden, weil ich armen Wesen, die noch schlimmer dran waren als ich, ein wenig Liebe schenken konnte, unglücklichen Kindern, die allein bei dem Gedanken, sich in meine Arme zu schmiegen, vor Freude weinten. Ich empfand ein großes Glück, wenn ein Wort der Liebe einen winzigen Funken Hoffnung in den Augen aufleuchten ließ.

Ich bin krank zurückgekommen und werde nie eigene Kinder haben, aber meine Schwester hat fünf, und es macht mich glücklich, sie zu lieben, als ob sie die Meinigen wären. Sagen Sie Germaine, daß man das Glück in der Freude findet, die man anderen schenkt und die sie einem hundertfach vergelten.“

Wenn ich zu Beginn gesagt hätte, ich wollte an diesem Trauertag von Freude sprechen, so wäre das wahrscheinlich als eine Art Provokation aufgefaßt worden.

Nun wird aber wohl klar sein, was gemeint ist. Es geht um eine schöpferische Freude, die mit dem Gedanken an den Tod verbunden ist. Eine anspruchsvolle Freude, die auf der Feststellung beruht, daß wir, im Unterschied zu den Toten, die wir gerade deshalb bedauern sollten, noch Zeit haben, um zu wirken. Zeit, um die Trauer anderer zu verhindern, sei es nur, indem wir sie zur Freude am Wirken führen.

Ein Tag wie dieser, eine Feier wie diese, sind nur dann Pflichtübungen, wenn sie als erkünstelte, erzwungene Abweichungen vom Alltag aufgefaßt werden. Aber wenn klar wird, daß uns so eine echte, eine schöne Gelegenheit gegeben wird, einen Moment lang die Quelle unserer alltäglichen Lebensbejahung freizulegen durch den Anblick des Todes, durch das Entfernen des Schilfrohrs der Alltags-Kleinsorgen, dann wird die Aufforderung zur Trauer zur Einladung, das Unechte einen Moment lang wegzuschieben und das Unrecht, das Beste an unserem Dasein zu betrachten.

Das Unrechte, das wirklich keine Grenzen kennt und keine Kategorien des Alters oder des Berufs, so daß derjenige, der die Ehre gehabt hat, zu Ihnen sprechen zu dürfen, berechtigt war; das Wir zu gebrauchen, das auf eine wirkliche Gemeinsamkeit hinweist.

# 1975 Kai-Uwe von Hassel

Vizepräsident  
des Deutschen Bundestages

In die Trauer um Millionen Tote mischt sich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges die Sorge um den Zusammenbruch einer Welt: Das Kaiserreich, ein halbes Jahrhundert zuvor gegründet, ging zu Ende. Die in den Augen vieler glanzvolle Friedenszeit versank in nebelhafter, unwirklicher Ferne. Die Republik zog herauf, von vielen mit Hoffnung umgeben, von anderen mit Mißtrauen beladen. Die Eltern der Republik waren Hoffnung und Enttäuschung, ihre Geburtsstunde Wirren, Revolte, ein Weg am Rande der Anarchie. Ihre anfängliche Lebensfähigkeit verdankt sie einigen großen Persönlichkeiten, die heute noch in der Geschichte der letzten 60 Jahre ihren hohen Rang haben. Diese Generation hielt es für etwas Selbstverständliches oder bemühte sich doch zumindest, den Versuch zu unternehmen, jeder an seinem Platz, beim Aufbau unserer Heimat, beim Aufbau des freien Deutschlands mitzuhelfen.

Die, die sich mühten, versuchten aus der Vergangenheit zu lernen, um die Gegenwart besser gestalten zu können, als es der Generation zuvor vergönnt war. Die geschichtliche Vergangenheit, die in zwei Weltkriegen und in den sie begleitenden Ereignissen und Umständen viele Angehörige durch einen oft grausamen Tod von uns gerissen hat, steht beim Besuch eines Soldatenfriedhofes in besonderer Weise vor uns. Wir gedenken dabei der vielen Millionen gefallener Soldaten beider Weltkriege. Wir gedenken der großen Ereignisse, die das Schicksal unseres Volkes so einschneidend bestimmten und von vielen Millionen Opfer verlangten:

Millionen verließen durch Flucht und Vertreibung ihre Heimat. Viele von ihnen liegen an den Rändern der Fluchtwege begraben. Die, die dies alles überlebten, wurden von dem getrennt, was bisher die Grundlage ihres persönlichen Lebens bildete. Sie verloren ihre Heimat, ihre vertraute Umgebung, sie verloren die Gräber ihrer Angehörigen. Auch diese Schicksale stehen vor uns, wenn wir derer gedenken, die von uns gerissen wurden.